

Forschungsprojekt "Übersetzungen im Wissenstransfer"

Projektphase 2014–2016:

Selbstübersetzung in der Frühen Neuzeit: moderne Individualität im sprachlichen Wissenstransfer

Bearbeitung: Andreas Keller

Im Blick auf die aktuellen Fragen einer global kommunizierenden akademischen community setzt das Projekt einen kontrastiven Akzent mit der Untersuchung der mehrsprachigen Gelehrtenkultur im Europa der Frühen Neuzeit. Vordergründige Analogien wie die *Diglossie* (Latein und Englisch) oder eine auffällig reduzierte Wertigkeit von *Urheberschaft* bzw. ein entsprechend veränderter *Werkbegriff* (kollektives, anonymes, serielles oder rechtlich ungeschütztes Schreiben) wären somit *vor* bzw. *nach* der Ära des monolingualen und zumeist national konnotierten „Originalgenies“ zu diskutieren.

Zunächst gilt für die Frühe Neuzeit tatsächlich die historisch bedingte Vorgabe einer universalsprachlichen Praxis: es ist die mit der Spätantike bereits festgesetzte Dominanz des Latein als Sprache der Politik (Diplomatie, Verwaltung, Recht), Religion (Dogmatik, Exegese, Liturgie) und Wissenschaft (individuelle und institutionalisierte Gelehrsamkeit, Didaktik, Poetik), die „Übersetzung“ als ein global orientiertes Kommunikationsverfahren zunächst zweitrangig erscheinen lässt. Die Transmission von elitären Entscheidungen erfolgte großflächig und sprachhomogen im normativen Idiom der Antike, Akteure ohne (wenn auch oft bedienstete) Lateinkompetenz gab es praktisch nicht.

Allerdings zeigen sich etwa um 1400 an verschiedenen Orten eigenständige und als solche rasch konkurrierende Interessenssubjekte (bzw. –kollektive), die nun aus einer territorialen Sicht heraus den Anspruch erheben, ihrerseits und in ihrer Sprache in diplomatischen, kirchlichen oder bildungspolitischen Angelegenheiten mit zu verhandeln. Mit dieser Phase einer europaweiten Parzellierung in handlungsermächtigte Binnensprachgemeinschaften (Nationen) gewinnt ‚Übersetzung‘ wachsende Relevanz bzgl. historischer Entscheidungen und deren Wirkungskraft. Die in der Anderssprachigkeit abgelegten Wissensgehalte können bei Bedarf akquiriert und dann per Transfer lokal implantiert werden. Die Folge ist eine spannungsreiche Dynamik im Sinne von Wettstreit und Statuskonkurrenz: die eigene Sprache ist angesichts der fremden Vorgaben als leistungsfähig zu erweisen, dass sie diese nämlich ohne sachliche oder stilistische Verluste zu reproduzieren vermag.

Hier begegnet ein erster, noch sehr elitärer Typus von *Selbstübersetzung*. Gelehrte Poeten können aufgrund ihres Primärerwerbs stilistischer Formen in Latein auch ihre eigenen Texte zunächst viel leichter im antiken Idiom erstellen: hier stehen ihnen die Früchte ihrer Klassikerlektüre zu Gebote – ein reicher Vorrat an gängigen Topoi, anschaulichen Motiven und präzisen Ausdrücken (Abstracta), den ihre Muttersprache noch nicht ohne weiteres bietet. Die Selbstübersetzung wäre hier die durchaus mühsame, zumeist auch sprachschöpferische Suche nach eigensprachlichen Äquivalenten für das anderssprachig bereits Gesagte. Mit dem fremdsprachlich prästabilierten Ausdrucksvermögen steigert man im Übertrag schließlich auch die Leistungsfähigkeit der eigenen Sprache. Sogar spielerische Durchgänge durch verschiedene Nationalsprachen sind üblich, um aus dem virtuosen Produzieren polylingualer Versionen schließlich die optimale zu finden. Ein polyglotter Autor wie Joachim du Bellay etwa gelangt über den „Umweg“ eigenständiger lateinischer Vorstufen („Poemata“ 1558) zu seinen französischen Rom-Gedichten, die ihrerseits wiederum von Edmund Spenser in Englische übersetzt und ebenso polytextuell weiterentwickelt wurden. Jan van der Noot (1539-1595) schreibt zunächst auf französisch und überträgt dann die fertigen Produkte ins Niederländische und der französische Heerführer Charles d’Orléans reformuliert während seiner Kriegsgefangenschaft in England (1415-1440) seine Texte in der Sprache des Gegners.

Ein zweiter Typus von *Selbstübersetzung* findet sich aufgrund der lange noch dominierenden Praxis der Diglossie eher selten: die Entscheidung für eine Abfassungssprache richtet sich nämlich zwingend nach dem konkreten Adressaten (Gelehrter/Laie) bzw. dem anvisierten Wirkungsradius (europaweit/national), so dass zunächst weder Anlass noch Notwendigkeit besteht, das einmal vollendete Werk unmittelbar in eine andere Sprache zu übertragen. Eine lateinische Publikation zielt auf die europaweite Gelehrtenwelt und ist dementsprechend nicht nur auf der sprachlichen Oberfläche (elokutional), sondern auch in ihrer gedanklichen Komplexität und strukturellen Ordnung für den akademisch vorgebildeten Leser zubereitet. Eine „Zweitverwertung“ für andere Kreise war nicht nötig, aber eben auch nicht so einfach möglich. Wo es dennoch geschah, weisen die Ergebnisse dann entsprechend starke und in sich sehr aussagekräftige Transmutationen auf, so daß weniger von „Selbstübersetzung“ als von einem „autoreigenen Derivat“ (Hans-Gert Roloff) zu sprechen ist. Dies gilt jedoch für diverse Textsorten, etwa für die politisch gefärbte Stadtchronik, die fürstliche Biographistik, für einzelne moraldidaktische Formen (Lustspiel oder Kleinelik), vor allem aber für das konfessionelle Kampfschrifttum (Martin Luther, Ulrich von Hutten), das auf diese Weise den „gemeinen“ Mann in reformatorische Fragen einzubeziehen gedenkt und vor allem theologisches Wissen verständlich aufbereitet.

Neben der sprachkünstlerischen Selbsterziehung und einem eher breitenwirksamen Agitationstypus verstärkt sich bald auch ein dritter Strang von *Selbstübersetzung*, der eher eine transnationale Rezeption und pragmatische Umsetzung von wissenschaftlichen Inhalten anstrebt: Thomas Morus, Francis Bacon, Christian Thomasius, Christian Wolf oder Hugo Grotius zielen auf die Entwicklung einer sachorientierten und vernünftig klärenden Ausdrucksform ohne dogmatische oder spekulative Züge. Beispielsweise erstellt Hugo Grotius mit dem „Bewys van dem waren godsdiens“ (1621/22) in der niederländischen Urfassung eine praktische Argumentationshilfe für niederländische Seeleute, die sich beruflich bedingt mit anderen Religionen auseinandersetzen hatten. Erst sechs Jahre später entsteht dann die autoreigene lateinische Fassung „De veritate religionis christianae“ für den Gelehrten Diskurs.

Von diesen Gegebenheiten ausgehend versucht das Projekt nun, die ‚Selbstübersetzung‘ anhand von exemplarischen Typen in der Frühen Neuzeit zu lokalisieren, theoretisch zu klassifizieren und in ihrem spezifischen Kontext zu analysieren. Gerade die exakte Erhebung eines Transfervolumens stellt hohe Anforderungen an die einzusetzenden Vergleichsverfahren: neben den jeweiligen Genesestadien sind vor allem auch die selbsterklärenden Beifügungen (Paratexte wie Briefe, Widmungen, Einleitungen etc.) oder editorische Entscheidungen (zweisprachiger Paralleldruck oder nicht) zu berücksichtigen. Zudem erfolgt neben dem lingualen zumeist auch ein medialer Transfer: Übersetzungsinhalte werden ergänzend oder gar substituierend über visuelle oder performative Wege transportiert, wofür man entsprechend Typographie, Druckgraphik, Theaterapparate oder Zeremonialabläufe ‚einsetzt‘.

Insbesondere aber führt die Frage der Selbstübersetzung in das Spannungsfeld der frühneuzeitlichen Vorstellungen von Selbstbewusstsein, Selbstbezüglichkeit und Selbstbewertung. Es ist das Zeitalter der ‚wiedergeborenen‘ Autobiographie, des Selbstbildnisses wie der Selbsterkenntnis. „Subjekt“ und „Jchheit“ (Johann Baptista van Helmont), Aspekte der Identität und Personalität verweisen sozialgeschichtlich etwa auf das höfische persona-Prinzip mit seinen vielfältigen Variationsmöglichkeiten, hinter der Maske (*per-sonare*) sprechend zu agieren und sich hier der großen Palette von *simulatio* und *dissimulatio* zu bedienen. Dies gilt für den innerhöfischen Akteur ebenso wie für den weisungsgebundenen Diplomaten auf dem europäischen Parkett. Theologisch gesehen ist es dagegen die Frage nach dem von Gott ‚inspirierten‘ Sprecher: Der Geist Gottes äußert sich *in seinem* bzw. *durch sein* Geschöpf (*in-spirare*). Die Besonderheiten der mystischen Sprachpraxis, die noch zwischen „Gott“ (auch ‚Natur‘, ‚Welt‘) und „Ich“ (singulares wie kollektives) „übersetzt“, hat jenseits von Norm und Konvention deutlich erweiterte Spielräume der Artikulation anzubieten. Institutionell treten dann Aspekte des kollektiven, anonymen oder pseudonymen Schreibens hinzu, etwa des geselligen Dichtens in verschiedenen Gemeinschaften des Adels, des Patriziats oder der Zünfte. Es gibt sogar ganze „Übersetzerwerkstätten“, bestehend aus jeweils getrennten Zuständigkeiten für Rohübersetzung, formulierende Übersetzung, Stiloptimierung und fachlich-inhaltliche Nachkorrektur.

Insgesamt führt das schließlich zur erneuten Frage nach der Individualität in der „Renaissance“. Im kritischen Diskurs mit den bekannten Mustern des 19. Jahrhunderts erscheint gerade hier, vor dem Hintergrund des neu herangezogenen bzw. analysierten Materials, ein weiterführender Ansatz denkbar. Die entsprechende Auseinandersetzung mit der prägemächtigten Schablone vom „Individuum“ bei Jakob Burkhardt, bzw. als Bestandteil der Formel „Individualismus und Moderne“ oder „Individuum und Kosmos“ bei Ernst Cassirer und der Warburg-Schule bietet lohnende Aussichten, die Epoche der Frühen Neuzeit und den Renaissance-Begriff in einem umfassenden forschungsgeschichtlichen Rahmen neu auszuleuchten und einen historischen Kontrapunkt zu setzen für aktuelle Diskussionen um Person, Originalität und Verantwortung.